

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

62 (14.3.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 14. März 1925

Eduard Stucken

Zum 60. Geburtstag am 18. März

Von Will Scheller

Während für die Mehrzahl geistig schöpferischer und gestaltender Menschen jeweils gewisse Zusammenordnungen möglich sind, welche sich nach den von ihnen behandelten Stoffgebieten und den hierbei verwendeten Formen zu richten pflegen, gibt es immer einzelne, die sich solcher gemeinsamer Beurteilung entziehen. Charakteristische, wenn auch wohl zeitlich bedingte Sonderstellung ihres Schaffens nötigt zu einer Betrachtung derselben, die von allen Vergleichsmomenten losgelöst ist, und wenn sich ihresgleichen hier und da trotzdem ergibt, so betrifft es allemal nur bestimmte Werke oder bestimmte Eigenschaften der Persönlichkeit, die hinter jenen steht. So verhält sich's auch mit Eduard Stucken, der, nachdem seine Gralsdramen sich die Bühne erobert hatten, Anspruch darauf erheben konnte, auch als Verfasser von Balladen und kleineren Versbüchlein, gar als Zeichner und nicht zuletzt als Erzähler von Rang gewertet zu werden. In allen diesen Verlautbarungen seines schöpferischen Wesens, seines Künstlerturns, zeigt er sich nämlich so entfernt von den Ausdrucksmöglichkeiten, welche die Gegenwart von ihren Dichtern gewöhnt zu sein scheint, und ist in der Wirkung seines Schaffens im Hinblick auf die Öffentlichkeit so einsam, so sehr ohne Mittämler und Schüler geblieben, daß eine Würdigung seines Vorhandenseins und der geistig-schöpferischen Manifestation desselben nahezu reiflos auf eben diese und nichts darüber angewiesen ist.

Er selbst erblickt vermutlich den Hauptwert seines Schaffens in den Bühnenwerken, und in Ansehung des starken Eindrucks, den sie hervorgerufen pflegen, und ihrer die übrige Produktion des Dichters überwiegenden Stellung aus zwei Gruppen, von denen die Dramenfolge: „Der Gral“ die weitaus wichtigere und in der Tat ausschlaggebende bildet. Aber dieser gemeinsame Name stimmt nicht ganz mit dem Inhalt überein. Es verhält sich dies folgendermaßen:

Bekanntlich gibt es zwei westeuropäische, keineswegs rein germanische Sagengebiete, die sich im Laufe der Zeit miteinander verbunden haben, ohne sich zu verschmelzen, nämlich die vom Gral und die von König Arthurs Tafelrunde. „Zu höherem Fluge“, sagt A. F. C. Wilmar in seiner „Geschichte der deutschen National-Literatur“, die heute noch lesenswerter ist als manches zeitgenössische Werk dieser Art, hat die Dichterpantastie ihre Regenbogenfärbungen niemals entfaltet, nicht im Altertum, nicht in der Neuzeit, als in der Darstellung der Sage vom Heiligen Gral, die so ganz dem tiefen Sinn und dem heiteren Spiele, dem ernststen Glauben wie der fröhlichen Weltfreude der schönen Höhenstauzeit entsprecht.“ Und „in keiner Zeit“, schreibt Eberhard Müllers in der Einleitung zur deutschen Ausgabe von Sir Thomas Malorys „Der Tod Arthurs“, „und in keiner Atmosphäre war der zum Wunderbaren und Grenzenlosen drängende Geist der Menschheit stärker und regsamere als in jener, die die blendende Farbenpracht und den narzotischen Duft der Sagen von König Arthur und seiner Runden Tafel um ihr ganzes Dichten und Denken gehoben hat.“ In ihrer Heimat, auf den britischen Inseln, hat die Arthur-Sage den stärksten Einfluß auf die Dichtkunst gehabt, auf dem Festland nimmt er, zugunsten der Gralsage, um so mehr ab, je weiter der Weg nach Osten geht. In Deutschland hat erst Eduard Stucken „die blendende Farbenpracht und den narzotischen Duft“ der Arthur-Sage durch eigenes deutsches Dichtwerk vermittelt, und deshalb erscheint die Benennung Grals-Dramen nicht ganz ausreichend für diese Bühnendichtungen, obwohl in ihnen der Gral heiligt, wenn auch zumeist unsichtbar, über den Schicksalen des Helden schwebt.

Von dreien dieser Helden hat Stucken jedem einzelnen ein besonderes Werk gewidmet: Gawan, der — wie Faust von Mephistopheles — vom grünen Ritter, dem Satan nämlich, seiner Reinheit wegen mit Erlaubnis des Himmels sogar in einer marienähnlichen Gestalt versucht wird, aber bestet und den Gral schauen und von ihm, den die Muttergottes ihm darreicht, trinken darf; Lancelot, der seine irdische Liebe um einer Elfin willen verläßt, diese um jener willen am Ende aber doch verrät, da er aus der Vertörung nicht herausfindet, und sie sogar im Zweikampf, ohne sie freilich zu erkennen, tötet, worauf sein unseliges Leben durch den Bruder der verlassenen Menschenbraut gewaltsam geendet wird; Lanzelet, dem tapfersten und sündigsten der Tafelrunde, der seiner Liebe zu Königs Arthurs Gattin selbst durch die opferreiche Eingabe der Tochter des Gralkönigs Anfor-

tas nicht ledig wird und ob ihres gramvollen Todes auf Pilgerfahrt gehen muß.

Aus diesen kurzen Inhaltsangaben erhellt schon, daß es in den Hauptwerken Stuckens um Menschen und Landschaften, Orte und Schicksale sich handelt, von denen kein Rest mehr in Bewußtsein wenigstens der deutschen Gegenwart lebendig ist, es seien denn ein paar kümmerliche Herrbilder in Richard Wagners Liederbüchlein. Eine Welt elementaren Erlebens steigt da herauf, zu welcher der heutige Alltag keine Brücke führt. Immer steht der Tod neben diesen heroischen Gestalten, die in seinen Schatten über menschliche Maße hoch hinaus wachsen, aber er ist kein Schrecknis, wenn er ein schuldloses Leben erdet. Schuld, das ist Verfündigung gegen das ritterliche Ideal der christlichen Weltbevölkerung, der Frauenninne Les Selbstums, in dessen Bezirk Wunder an körperlicher und seelischer Leistungskraft verrichtet werden. Erstere können in ihrer mittelalterlichen Form kein Echo mehr hervorrufen in der veränderten Welt; daher ist es begreiflich, daß der Dichter letzteren in seinem dramatischen Schaffen den Vorzug gibt.

Ebenso begreiflich ist es aber auch, daß Stucken eine sprachliche Form gewählt hat, die den tiefen Unterschied zwischen der Welt seiner Gestalten und der des zwanzigsten Jahrhunderts unmittelbar zum Ausdruck bringt. Seine Gralsdramen sind in Versen geschrieben, aber in solchen, um deren genaue Beachtung der Darsteller, wenn er den Sinn des Werkes nicht zerstören will, keinesfalls herumkommt. In feierlicher Dehnung, durch den Vokalreim zweifach gegliedert, rollen sie dahin und offenbaren, wenn sie auch mitunter zwangsläufig zu hart klingenden Bildungen Anlaß geben, gemeinlich die Schönheit der deutschen Sprache mit unabweislicher Kraft. Gleichwohl aber entsprechen sie in dem Punkt ihres hörbaren Gewebes den oftmals geradezu historischen Bildern, in denen die sichtbaren Begebenheiten auf der Bühne vorüberziehen.

Deren starker Eindruck wird noch dadurch vertieft, daß der dramatische Aufbau in den meisten Fällen tatsächlich dramatischer ist, als zahllose „moderne“ Bühnenschöpfungen, und den Genießenden unweigerlich gefangen nimmt. Dies ist eine Fähigkeit des Dichters, die sich auch anderwärts bemerkbar macht. Kommt sie in seinen übrigen Bühnenwerken, unter denen „Die Hochzeit Adrian Brouwers“ und „Die Gesellschaft des Abbe Chateaufort“ besondere Beachtung gefunden haben, mehr oder weniger ebenfalls zur Geltung, so hat sie (die erst dichterische Kraft, Raum und Zeit im Inneren des Lesenden, Hörenden oder schauenden Mitmenschen zu überbrücken durch den geistig und sprachlich gestalteten Zusammenhang der Dinge) in dem großen Roman „Die weißen Götter“ einen geradezu überwältigenden Triumph gefeiert, der in aller Zukunft dauern wird, in welcher dieses erstaunliche Werk noch gelesen werden mag. Vier Jahrhunderte sind vergangen, seit eine Sandvoll spanischer Abenteuerer unter Ferdinand Cortez die Herrschaft Kaiser Karls V. über die Millionenreiche des mittelamerikanischen Festlandes auszudehnen begann, eine Kulturwelt von sagenhafter Struktur erobert und bernichtete. Dieser grauenvolle Vorgang, in den überlieferten Dokumenten nur fragmentarisch gespiegelt, ist in dem vierbändigen Roman Eduard Stuckens aufs Neue Wirklichkeit geworden. Und es ist ein wahrhaft erlebter Genuß, zu sehen, zu erleben, wie diese Wirklichkeit entsteht, wie gleichsam bunte, stille Teppichbilder plastisch hervortreten aus ihrem düsteren Gewirk, oder starre, farblose Reliefs mit schimmerndem Blut sich füllen und heraussteigen aus der Haft finsterner Gesteine. Stuckens der Gegenwart abgewandter Geist hat sich in die märchenhafte Welt des indianischen Kaisers Montezuma sowohl wie in diejenige seiner Feinde mit einer Inbrunst ohnegleichen versenkt, so daß die Stimme, mit welcher er in dieser Prosabildung redet, wie aus unterirdischen Gewölben, seltsam verdeckt und mit einem leidenschaftlichen Nachklang, herausfällt. Diese Stimme aber beschwört körperhafte Gestalten, nicht blosse Schemen. Stucken hat nicht, wie manche vor ihm, willkürlich erfundene oder umgebogene Begebenheiten mit historischem Gewand bekleidet, sondern seinem überragenden Künstlerturn ist es in dem Roman „Die weißen Götter“ gelungen, so eins zu werden mit dem Gegenstand und seiner Atmosphäre, daß er nun gewissermaßen als Medium der Vergangenheit, jener Zeit vor vierhundert Jahren, redet und sowohl in der Wiedergabe der rein geschichtlichen wie in derjenigen der erdichteten Begebenheiten nichts anderes als lebendige Wirklichkeit, Wirklichkeit in der Synthese der Kunst.

Wie Stucken in seinen Hauptwerken, vom Standpunkte der Stofflichkeit aus betrachtet, die dunkleren Lebensmächte verunkelter Zeiten und ferrier Völkerschaften bevorzugt, so geschieht es auch in seinen auf die Bücher „Romanzen und Elegien“, „Das Buch der Träume“, „Balladen“ verteilten Gedichten, daß diejenigen Temperamentsarade, die das Einmalige aus „normalen“

Bahnen heraus in die Regionen des Übermenschtums schleudern, im Vordergrund der Auswirkung stehen. Biblische Legenden, erotische Sagen, Bilder und Figuren aus dem Altertum und dem Mittelalter zumal reden hier ihre seltsamen Larven empor und richten ihren brennenden Blick auf den Leser, der sich ihrer Macht um so weniger entziehen kann, als die künstlerische Form, in der jene Figuren erscheinen, an sich schon einen unwiderstehlichen Zwang ausübt.

Eduard Stucken wird selbst schwerlich daran zweifeln, daß von seinen Gestalten zu denen der eigenen Zeit nimmere schwache Beziehungen des Blutes und der Seele führen. In der Tat gehört schon eine starke Phantastie dazu um jene Wesen so, wie der Dichter sie geschildert hat, durch das Mittel seiner künstlerischen Spiegelung in Fleisch und Bein erblicken zu können. Wenn dies aber möglich ist — und wer in einem Werk der Dichtung nicht bloß Unterhaltung sucht, dem ist es allzeit möglich — wenn alle diese üppigen Gebilde einer bedeutenden sprachlichen Ausdruckskraft als Medien ungewöhnlicher Vorstellungen dienen können, der wird sich wahrlich nicht betrogen finden. Wer aus dem Duft einer Blume das Erdreich zu wittern vermag, dem sie entweicht, und die Luft, in der sie gediehen ist, dem werden Stuckens Werke, die Gedichte sowohl wie die Dramen und der große Roman, Führer sein in eine Welt, die zwar materiell verunkelt ist, in welcher ideell geweiht zu haben aber als ein größerer Gewinn erscheinen muß denn tausend neuzeitliche Erlebnisse des viel zu viel gepriesenen Fortschritts. Denn, was in diesen selten zu spüren ist, das tritt in Eduard Stuckens Dichtung in reichem Maße an den Tag: Größe des Menschentums, die mit den Mäßen des Alltags nicht zu messen ist. Und das Erlebnis solcher Größe trägt weiter als alles, was der Mensch an greifbaren „Wundern“ noch irgend entdecken mag.

Aus der Geschichte der Gehirnforschung

Von Dr. med. Mosbacher - Berlin

Schon zu alten Zeiten bestand und es besteht auch heute noch der Wunsch bei den Menschen, die anatomischen Unterlagen des Seelenlebens — des gefunden wie des Kranken — kennen zu lernen. Die Schwierigkeiten, die Wechselwirkungen zwischen dem Ablauf des körperlichen wie des geistigen Geschehens zu erforschen, sind ungeheuer groß. Im Mittelpunkt der anatomischen Grundlagen der tierisch-menschlichen Psyche steht das Zentralnervensystem — Gehirn und Rückenmark — mit seinen Ausläufern, den Nerven, und teils selbständig, teils innig verknüpft mit diesem verdrängt das vegetative — die Eingeweide versorgende — Nervensystem seine Arbeit. Lang war der Weg der Entwicklung, bis sich aus den — einige Nervenzellen enthaltenden — Knötchen eines primitiven Lebewesens das komplizierte Großhirn des Menschen, das Kleinhirn und das Rückenmark mit ihren unzähligen Zellen, mit ihren unendlich vielen geheimnisvollen, untereinander verknüpften Nervenzellfasern, entwickelt haben.

Sind die normalen, materiellen Grundlagen seelischen Geschehens schon unendlich mühselig aufzufinden — und vieles, ja das meiste bleibt uns hier noch zu tun — so bietet die Forschung der anatomischen Grundlagen des krankhaften Ablaufs noch höhere Schwierigkeiten.

Die Menschheit behalt sich bis zum Ablauf des Mittelalters damit, daß sie Teufeln, Dämonen und bösen Geistern die Schuld an krankhaften Seelenvorgängen zuschrieb. Die Ursache für die geistigen Erkrankungen war also von außen in den „befallenen“ Menschen hineingebracht worden. Die Heilung hatte demgemäß das Ziel, den bösen Geist wieder auszutreiben; man bediente sich hierzu bekanntlich der Beschwörung, und oft ist es beschriebenen worden, wie unter diesem Einfluß der krankmachende, mißgestaltete Dämon durch den Mund des „Besessenen“ den Körper unter Gestank und Schwefel verlassen hat.

Nun, die ganze erste Periode der Hirnforschung, die von der ältesten Zeit bis etwa zum Ausgang des 17. Jahrhunderts reicht, versucht Bau und Funktion des Zentralnervensystems lediglich auf spekulativem Wege zu erforschen, und nur ganz wenigen dieser Epoche war es beschieden, die Wahrheit über die Bedeutung des Gehirns von ferne zu ahnen. Vermutete doch der Valogneser Gelehrte, Constanzo Bonolis (um 1550) als Erster, daß das Gehirn das anatomische Substrat der Sinnesempfindungen sei, während René Descartes (Cartesius genannt) um 1650 ein Schema über den Reflexvorgang aufstellte, das dem unrigen fast völlig entspricht. Aber erst der zweiten Periode — der naturwissenschaftlichen —, die an

Leichen und mit dem Mikroskop bewaffnet ihre Arbeit verrichten konnte, der die verschiedensten medizinischen und naturwissenschaftlichen Hilfswissenschaften zur Seite standen, blieb es vorbehalten, tiefer in das Wesen des Zentralnervensystems, in seinen Bau und seine Funktionen einzudringen.

Im alten Ägypten wurde sehr wenig für die Hirnforschung geleistet. Die menschlichen und tierischen Leichen wurden zwar einbalsamiert, aber erst, nachdem die Fäulnis begonnen hatte. Das Gehirn wurde nicht durch Öffnung der Schädelhöhle entnommen, sondern man durchstieß von der Nase her die Siebbeinplatten an der Schädelbasis und löstelte das durch Fäulnis erweichte und verflüssigte Gehirn heraus. — Die Griechen und Römer zerlegten wohl die Tiere zu Opferungs- und Weissagungszwecken, aber stets spielten hierbei nur die Brust- und Baucheingeweide eine Rolle. Um das Gehirn haben sie sich nicht gekümmert. — Als erster soll der Arzt und Philosoph Alcmeon aus Kroton (um das 6. Jahrhundert vor Christi Geburt) auf Grund von Sektionen an Tieren die Behauptung aufgestellt haben, daß das Gehirn der Sitz der Seele sei; der berühmte griechische Arzt Hippokrates und seine Schüler (4. Jahrhundert vor Christi) hielten das Gehirn für eine Drüse, die überflüssigen Säfte durch die Nase abzuführen habe — daher das Wort Katarrh von Katarrein — herabfließen. Der hervorragende Naturforscher und Philosoph Aristoteles (ca. 350 vor Christi), dem die antike Medizin unendlich viel zu verdanken hat, entdeckte zufällig, daß das Gehirn gefühllos ist, und nahm daher an, daß dieses gefühllose Organ nicht der Sitz der Seele sein könne. Er sprach daher das Herz als Sitz des Empfindens, des Willens und der Bewegungen an. Dagegen hänge das Gehirn mit den Haaren zusammen; das Ausfallen beruhe auf Schrumpfungsvorgängen des Gehirns. Andere Gelehrte hielten das Gehirn nur für einen Mastwuchs des Rückenmarkes. — Der Alexander Herophilus verlegte den Sitz der Seele in die vier Gehirnkammern, eine Idee, die sich bis in das 18. Jahrhundert erhalten hat. — Die beste Vorstellung über das Wesen des Gehirns besah der griechische Arzt Erasistratos (um 300 vor Christi), der schon Nervenleitungen von und zum Gehirn unterschied, der auch die Bedeutung der Hirnrinde für die Verstandesfähigkeit erkannte und überhaupt das Gehirn als Zentrum der Sinnesempfindungen und Körperbewegungen wie auch als anatomisches Substrat der Intelligenz und der Seele ansprach. Alles Vorstellungen, die lediglich rein spekulativ begründet waren, leider aber in Vergeßlichkeit gerieten, um erst fast zwei Jahrtausende später auf Grund exakter wissenschaftlicher Untersuchungen wieder entdeckt zu werden. — Galenos (130 bis 220 nach Christi), der die bedeutendsten Ergebnisse der antiken Medizin zusammenstellte, hat die Lehre, daß das Gehirn der Sitz der Seele und des Bewußtseins sei, weitergeführt. Der Kirchenvater Remesius begann damit, für bestimmte seelische Funktionen Lokalisationspunkte anzugeben, und zwar verlegte er die Einbildungskraft in die vordere Hirnhöhle, die Vernunft in die mittlere und die Erinnerung in die hintere Hirnhöhle. Diese Lehre blieb durch das ganze Mittelalter hindurch vorherrschend.

Erst Andreas Vesalius (1514 bis 1564), der Begründer der modernen Anatomie, hat als erster die gröbere anatomische Struktur des Gehirns untersucht und beschrieben. Sein Nachfolger Karolio nahm im Gegensatz zu seinen direkten Vorgängern als Sitz der Seelentätigkeit die Gehirnschubstanz selbst an, nachdem er festgestellt hatte, daß die Gehirnkammern nicht mit Luft, sondern mit Flüssigkeit gefüllt waren. Außerdem fand er in der Hirnbrücke (Pons varoli) den Zusammenhang zwischen Gehirn und Rückenmark. Das von Leuwenhoeck um 1700 entdeckte Mikroskop gewährte tieferen Einblick in den feineren Aufbau des Hirns, wenn auch zunächst wiederum die selbstsamsten Vorstellungen auftauchten. So nahm man um 1700 an, daß die graue Hirnrinde aus Drüsen bestünde, die wie die Nieren eine Flüssigkeit absondern, und daß diese Flüssigkeit der Träger des Geistes sei; man hat sogar die seelischen Äußerungen, die Gedanken als „Spirin“ bezeichnet.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Hirnforschung war, daß es gelang, die weiche zerfließende Hirnmasse zu erhärten und so der Untersuchung zugänglich zu machen. Die Lehren des Pariser Anatomen Franz Joseph Gall (um 1800) bewegen sich zwischen exakter Forschung und wilder Spekulation. Er ist der Schöpfer der Phrenologie, einer Wissenschaft, die behauptet, aus Form und Gestaltung des Schädels am Lebenden Schlüsse auf die geistigen Fähigkeiten bis ins Detail ziehen zu können. So große Verbreitung die Gall'schen Lehren auch seinerzeit fanden, so sicher wissen wir heute, daß es sich nur um Hirngehirne eines Phantasten handelt. Dagegen hat Gall als Hirnanatom hervorragendes geleistet. Seine Arbeit über den Ursprung der Hirnnerven, über die verbindenden Fasernzüge zwischen beiden Gehirnhälften u. a. m. sind wertvolle Beiträge zum Bau des Gehirns. — Es folgten nun bald die bedeutendsten mikroskopischen Entdeckungen über die Elemente der Nerven, über die weiche Gehirnschubstanz, über die Ganglienzellen — unterstützt von künstlichen Färbungen zur besseren Sichtbarmachung des Gewebes. So gelang es durch die Weigert'sche Färbung (1882) die einzelnen Nervenfasern im Gehirn und Rückenmark zu verfolgen — eine Methode, die der Erforschung krankhafter Vorgänge wesentliche Dienste leistete. Lokalisation, Ausbreitung und Stärke des krankhaften Prozesses konnten bis ins Einzelne untersucht werden. Auch die Färbung der Stütz- und

im Zentralnervensystem machte rapide Fortschritte; kurzum eine Fülle von Arbeit war notwendig, bis vor unserm Auge das heutige Bild des Zentralnervensystems entworfen konnte.

Nachdem man erst Einblick in den Bau des Gehirns gewonnen hatte, ging man dazu über, die Funktionen der einzelnen Hirnregionen zu erforschen. Bei Versuchstieren wurden möglichst scharf begrenzte Hirnpartien gereizt oder zerstört und dann die Folgererscheinungen beobachtet; Hand in Hand damit gingen die Untersuchungen am kranken Menschen selbst; die Feststellung über den Zusammenhang zwischen den einzelnen erkrankten, verletzten oder schon von Geburt an mißgebildeten Hirnpartien und dem Ausfall oder der Abweichung einzelner Funktionen. So gelang es allmählich, ein Bild über die Lokalisationsstätten zu gewinnen, in denen sich die Vorgänge geistiger Tätigkeit, des Denkens, des Empfindens, des Bewußtseins und des Willens hinauf bis zur Ethik abspielten.

Daß die geistigen und seelischen Vorgänge mit ganz bestimmten, anatomisch fest umgrenzten Regionen des Gehirns zusammenhängen, wissen wir; wie sich aber diese geistigen Vorgänge an und in den anatomischen Substraten abspielen — davon haben wir auch nicht die geringste Ahnung. Hier müssen wir mit Du Bois-Reymond gestehen: ignoramus et ignorabimus (wir wissen nicht und werden nicht wissen).

Großfeuer im alten Karlsruhe nach der Feuerlöschordnung v. Jahre 1763

Ein Stück Heimatgeschichte in einer alten Feuerlöschordnung. Gewiß! Auch aus solchen alten Paragraphen kann man viel herauslesen. Am 17. Juni 1715 war der Grundstein zum Schlosse gelegt worden, und bereits 50 Jahre später finden wir eine solch umfangreiche Feuerlöschordnung. Die Stadt muß sich also rasch entwickelt haben, wenn wir von den „sieben Vierteln“ der Stadt als Notengebieten lesen.

Eine Feuerlöschordnung war wohl nötig; denn mit massiven Mauern werden damals die wenigsten Häuser Alt-Karlsruhes versehen gewesen sein; viel Holz steckte hinter dem Verputz der Gebäude. Ein großer Brand könnte die ganze Siedlung verheeren. Darum ist der Ausgestaltung des Feuerlöschwesens große Beachtung geschenkt.

In dem neuen Feuerhaus des Schlosses stehen verstreut große Feuerspritzen; auch die Stadt selbst hat in ihrem neuerbauten Feuerhaus „einen guten Borrot“ von Feuerspritzen angeschafft. Fein lackiert, die Gewinde und Möhre aus blankem Metall, bilden die neuen Spritzen den Stolz der Feuerhäuser. Daneben barren eine Menge von Luftfässern (Wasserräder), Röhren und Schöpfen ihrer Verwendung. Feuerwagen mit Galenteilern, andere mit ledernen Wassereimern behängt, können sofort „in aller Eile“ herausgezogen werden, wenn eine Feuersbrunst dies verlangt.

Die Luftfässer sind der Bereitschaft halber dauernd mit Wasser gefüllt, auch daß sie nicht verrotten. Ist ihr Inhalt am Brandort verbraucht, dann rasen die Wagen nach dem Brandweiser, den Brunnenträger oder dem „Landgraben“, wo sie aufs neue gefüllt werden. Ist es aber für die Bedienungsmannschaft nicht eine gefährliche Sache, im Winter in die Wassertimpel zu stehen und die Fässer mit Schöpfen zu füllen? Nur keine Angst. In dem vornehmsten Feuerwagen sind drei bis vier Paar tüchtige Wasserkübel angeschafft, nach der Art der Flößerkübel, damit „diejenigen, so bei kalten Tagen zur Auffüllung der Luftfässer im Wasser stehen müssen, dieselben anziehen können“.

Der Befehlshaber der Spritze trägt den Titel „Feuermeister“. Aus den Ränken der Schlosse, Wagner, Schmiede und Sattler sind ihm so viele Männer zur Hilfe beigegeben, daß die Spritzen, Schläuche und Röhren gut zu regieren sind. Zum „Drucken“ an der Feuerspritze sind 24 Mann beordert. Damit aber zur kalten Winterzeit das in den Luftfässern stets bereit gehaltene Wasser nicht eingefriert, müssen bei hartem Frost die in das Feuerhaus gefetzten Öfen geheizt, auch die Tore gegen das Eindringen der Kälte nach Möglichkeit verbohrt werden.

In Reih und Glied, Nummer an Nummer, hängen an den Wänden des Feuerhauses die Wägen, leer; doch soll der Boden beständig drei Zoll hoch mit Wasser gefüllt sein; damit sie in beständiger Schwellung gehalten werden. Zur heißen Sommerzeit müssen die Reife durch die Schmiede und Räder angetrieben werden.

Bei den verschiedenen Brandproben während der letzten Monate muß das Wasser in den Luftfässern verbraucht und durch frisches ersetzt werden. Auch sind dann die Schläuche stets frisch einzuschmieren.

Wehe dem Bürger, der nicht mit einem tüchtigen, ledernen Eimer versehen ist! Er habe ein eigenes Haus oder nicht, aber einen Feuerreimer muß er haben und darauf oben herum sitzen mit Farbe gemalt C. R. (Karlsruhe). Unten deutlich den Namen ausgeführt, der Vorname kann abgetilzt sein, damit man sogleich sehen kann, in welche Stadt und wem der Eimer gehört. Die Küfer, Röhler, Birte, Bäder und Metzger aber haben zwei gute Herbstkisten bereit zu halten und bei Frostwetter sofort ihre Kisten zu heizen damit heißes Wasser

für die Feuerspritzen vorhanden und ein Eingefrieren nicht möglich ist.

Sobald irgendwo „wirkliches“ Feuer ausgebrochen ist, läßt die Schilddache ihr Gemehr; der wachhabende Offizier läßt durch den Tambour Lärm schlagen, und die Feuerreiter — sechs Metzger oder andere Bürger — setzen sich auf ihre Rossen und eilen gestreckten Galoppes oder so gut es sonst geht, zum Brandplatz, wo sie sich beim Oberamtmann melden. Alle Bürger aber, die in der jedes Jahr neu anzufertigenden Feuerliste stehen, nehmen sogleich ihre Feuerreimer und laufen damit dem Feuer zu, wo sie den Anordnungen ihres Notenmeisters harren.

Die gesamte Bürgerchaft und die Stadt ist nämlich in sieben Notengebiete eingeteilt, oder wie die alte Form lautet: in sieben Viertel! Von diesen Notengebieten wird der 20. Mann bestimmt, unter das Gemehr zu treten; die übrigen gehören zur Feuerrotte und werden von ihren Gassen- oder Notengebieten angeführt.

Der Standort eines jeden Notengebieten ist durch eine farbige Fahne gekennzeichnet. Das Tuch der Fahne des Nordviertels ist weiß. Sammelplatz beim Wirtshaus zu den drei Kronen. Das zweite oder Nordviertel verläuft sich bei der Wirtshaus zum König David und hat ein grünes Fähnlein. Das dritte, das Südviertel, mit gelber Fahne kommt beim schwarzen Bären zusammen, das vierte oder Ostviertel mit rotem Tuch beim Sandelmann Vogel, das fünfte oder Südviertel mit blauem Tuch bei der Judenschule. Das sechste oder Westviertel hat eine rot-weiße Fahne, schräg über's Kreuz geteilt und trifft sich vor dem Gasthaus zum Ritter. „Alte-Karlsruhe“ ohne Stadtrechte und darum das „Dörfler“ genannt mit weiß-blauer Fahne verläuft sich beim weißen Hof.

Bei Feueralarm eilen die Fuhrleute mit angeschirrten Pferden sofort zum Feuerhaus. Der erste erhält als Belohnung drei, der zweite zwei, der dritte einen Gulden. Sofern aber die zum Trüden einer Spritze befohlenen Mannschaft die Spritze selbst zum Brandort bringt, wird das Geld unter die Leute verteilt. Gleichzeitig sehen wir auch den Kaminfeger in voller Ausrüstung zum Brandplatz eilen. Alle Kaminbedienten, Handwerksgehilfen, Dienstboten, Hinterlassen und Juden begeben sich ebenfalls zum Brandort, um mit Wassertragen beschäftigt zu werden. Schon sind vom Landgraben zur Spritze zwei Reihen aufgestellt; durch die Hände der einen Reihe gehen die vollen Eimer hin; auf der anderen Seite die leeren zurück. Die Bürger, welche mit dem Gemehr zu erscheinen befohlen sind, eilen mit Ober- und Untergewehr vor das Haus ihres Hauptmanns, der den Befehl des Oberamts abwartet.

Um das nötige Wasser für die Feuerspritze angesamelt holen zu können, hat die Wache am Mühlburger Tor sofort die Schlußen an der Feuerschleuse zu schließen und mit Hilfe gesunder Lazarettbewohner so zu verwahren, daß kein Wasser hindurchkommen kann. Der Borkwart in Gottesau schließt gleichfalls die Schlußen am Regenerischen Graben, zieht dagegen die Schluße zum Landgraben auf, damit sich hier mit Wasser fülle. Schon reitet einer der Feuerreiter in gestrecktem Galopp „auf Klappern“, damit der dasige Müller und Boller die aus der Alb in den Floggraben führende Schluße öffnet, damit das Wasser im Landgraben nicht mangle“. Ist bei hartem Froste das Wasser gefroren, so müssen die Zimmerleute das Eis aufhauen. Jeder Hausbesitzer, der einen Ziebrunnen sein eigen nennt, muß sofort die Einfahrt öffnen, Zuber und Kübel füllen, damit das Wasser zu den Spritzen getragen werden kann. Sofern die Feuersbrunst einen Tag oder eine Nacht andauert, „sind die mit Köchen beschäftigten Leute abzuschicken, nötigenfalls durch Brot und Wein auf Kosten der Stadtkasse zu stärken“.

Bei ausbrechendem Brande ist jeder Hausbesitzer verpflichtet, eine oder zwei hellbrennende Laternen an seinem Haus an besonders vorgezeichneten eisernen Haken anzuhängen; Plätze und andere Orte werden durch Beschränke in Reihen angeordnet. Das abgelöste Biquet der Militärwache hat jeweils Feuerbereitschaft, wie auch die ganze Garnison unter Befehl der Offiziere auf dem Paradeplatz in dem großen vorderen Schloßgarten sich aufstellt, Patrouillen durch die Stadt schickt, um etwaige Tumulte und Gewalttätigkeiten zu verhindern; oder das aus den brennenden Häusern gerettete Mobiliar zu bewahren. Die Herbergswirte sollen auf die bei ihnen wohnenden Fremden ein wachsames Auge haben und ihnen den Ausgang aus dem Gasthause nicht gestatten. Die Stadttore bleiben geschlossen, bis der Brand gelöscht ist.

Dann findet auf der Brandstelle die Feststellung statt, ob alle Verpflichteten erschienen sind. Wer ohne genügende Entschuldigung fehlt, wird mit drei Gulden bestraft, Feuermeister und Notengebieten aber mit fünf Gulden. Die Feuerreimer werden alle auf einen Haufen geworfen und anderen Tags von den Bauern jedem Eigentümer wieder zugestellt. Das Abholen des „geflüchteten“ Mobiliars darf gleichfalls nicht eigenmächtig erfolgen, sondern zu bestimmter Stunde unter Aufsicht des Oberamts. Die abgebrannten Häuser nebst denjenigen, welche zur Vermeidung des Ausbreitens des Feuers abgerissen worden sind, werden gemäß den Bestimmungen der Brand-Verordnungsordnung bezahlt. Ebenso erhalten diejenigen, welche beim Löschen „an ihrem Leibe einen Schaden“ erlitten haben, eine entsprechende Vergütung. Diebstähle während eines Brandes erfahren strenge Bestrafung. Wer sich aber bei der Löscharbeit besonders hervorgetan hat, dem kann eine angemessene Belohnung ausgetilgt werden.

W. Sigmond